

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Der Blumennarr
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Lina Weilenmann-Girsberger, Zürich.

Waidberg im Frühling (Tempera).

Der Blumennarr.

Nachdruck verboten.

Ein Geschichtlein von Emil Schibli, Bern.

Joggeli Kleinpeter war als Ausläufer in einer Buchhandlung angestellt. Ein kleines Männchen mit einem braunen faltigen Gesicht, unruhigen Augen, einem rötlichen Knebelbärtchen, krummen hageren Beinchen und dünnen schlenkernden Armen. Schon seines Aussehens wegen hatte er von seinen Mitmenschen (diese waren die drei übrigen Ausläufer des Geschäftes, denn sonst kümmerte er sich um niemanden) viel Spott zu ertragen. Sein eigenartiges, skurriles Wesen trug noch dazu bei, ihn zur Zielscheibe des öfter grausamen als treffenden Witzes seiner Kollegen zu machen. Aber wenn schon diese ihn für einen Hanswurst hielten, war er im Grunde doch gescheiter als sie alle drei, was sich auch darin zeigte, daß er ihre bösen Spässe mit einem kühlen, überlegenen Gleichmut hinnahm und ihnen so

ihr hämisches Vergnügen, ihn erboßt zu sehen, vorwegnahm. Freilich hatte er ein empfindsames Herz, was wir noch erfahren werden, und die Beleidigungen der drei taten ihm oft in der Seele weh; aber er konnte sich gegen sie ja nicht wehren, und hätte er es getan, es hätte ihm mehr geschadet als geholfen.

Dieser Joggeli Kleinpeter hatte die Eigenschaft, in alle Blumen und Blüten, Gräser und Blätter rein vernarrt zu sein, und wer ihn etwa an einem schönen Sommersonntag hätte sehen können, wenn er einsam, in einem abgetragenen Bratenröcklein, seinen Strohhut in der Hand tragend, durch eine blühende Wiese spazierte und mit den Blumen laut wie mit Menschen, mit Kindern redete, sich hier und dort zu einer niederbeugte und mit einer unendlich zarten Bewegung das leichte farbige

Köpflein in seine Hand legte, der hätte über ihn gelacht und ihn für einen Verrückten gehalten. Es sei denn, es wäre ein nachdenklicher, ernster Mensch gewesen, der hätte es nicht getan. Niemals riß Joggeli eine Blume ab; denn er hatte vor allem Lebenden, das sich nicht gegen einen Stärkeren wehren kann, große Ehrfurcht, und besonders von den Blumen dachte er, sie seien das Unschuldigste, Schönste und Heiligste, was es auf Erden geben könne. Er hatte sich bei seinem Prinzipal ein Buch gekauft, in dem die meisten Blumen und Kräuter, die in dieser Gegend wuchsen, abgebildet waren und worin auch über ihr Leben etliches aufgeschrieben war: wie sie aus Zellen aufgebaut seien, gleichwie der Mensch, und wie die Wurzeln und die Blätter geheimnisvoll und wunderbar für die Pflanze arbeiteten. Dieses Buch trug er stetsfort bei sich in der Tasche, auch am Werktag, und wenn er irgendwo ein Blümlein oder Kräutlein entdeckte, das er noch nicht kannte, so zog er sein Buch hervor und suchte den Namen des Pflänzleins zu bestimmen, und seine Freude war groß, wenn es ihm gelang.

Besonderheiten, die der Mensch etwa an sich hat, haben oft einen merkwürdigen Ursprung. Kleinpeeters Blumenverehrung rührte von einer unglücklichen Liebschaft her, die er vor einigen Jahren durchmachen mußte. Das Mädchen, dem er sein Herz gegeben, hielt ihn zum Narren, und je rührender er ihr seine Liebe zeigte, umso lächerlicher erschien ihr das Männchen. Es machte ihr aber noch eine Zeit lang viel Spaß, diesen armen, unbeholfenen Menschen zu quälen, und sie wußte es immer wieder so einzurichten, daß es den Anschein hatte, als liebe sie ihn wirklich. Aber schließlich wurde ihr dies langweilig, und sie eröffnete ihrem Liebhaber plötzlich und höhnisch, ohne jede Schonung, daß sie mit ihm nur gespielt habe. Und als er sie mit Augen, in denen alles Licht auszulöschen schien, ansah und fragte, warum sie dies getan habe, lachte sie: „Warum? Zum Zeitvertreib!“

Das war auch an einem Sommertag gewesen, an einem Sonntag im Juli. Joggeli hatte unten, an der Haustüre, auf seine Liebste gewartet. Sie waren kaum hundert Schritte miteinander gegangen, da war dies schon alles geschehen. Das Mädchen sagte Ade und ging davon. Er merkte, wie es ihn in der Kehle würgte, er hatte ein Gefühl, als ob eine rohe Faust in seinen Eingeweiden wühle, vor seinen Augen wurde es dunkel, und er dachte: Im nächsten Augenblick werde ich auf den Boden hinschlagen. Aber während er dies dachte, bewegten sich seine Beine, er ging immerzu vorwärts, ohne es zu wissen, und befand sich schließlich am Rande eines Waldes, vor einer blühenden Wiese. Hier warf er sich zu Boden und gebärdete sich wie ein Rasender, raufte sich die Haare, schlug mit den Fäusten und Füßen auf die Erde, schrie und fluchte. Schließlich schluchzte er laut, sein Körper wurde bei jedem Schluchzen wie von einem Krampf geschüttelt, und endlich weinte er gleich-



Lina Weissenmann-Girsberger, Zürich.

Alte Frau
(Kohlenzeichnung).

mäßig still eine ganze Weile. Dann weinte er nicht mehr, blieb aber bis zum Abend mit geschlossenen Augen an der nämlichen Stelle liegen. Plötzlich bemerkte er, wie ein Windhauch ihm eine Garbe Gräser und Blumen übers Gesicht legte; er tat die Augen auf und sah die weißen Sterne der Margriten über sich gebeugt, die dunkelblauen Blüten der Salbei, die rotbraunen Ähren des Sauerampfers und die zierlichen Dolden des Schierlings. Sie berührten leise sein Haar und Antlitz und seine Hände und schienen ihn trösten zu wollen. Und er mußte lächeln und erhob sich, und von Stund an liebte er nichts so sehr auf Erden wie die Blumen.

Joggeli Kleinpeter war nun wieder, seitdem er keine Liebste mehr hatte, ganz allein. Er besaß keinen Anhang. Seine Mutter war vor einigen Jahren gestorben, seinen Vater hatte er verloren, als er noch ein Knabe war, zwei Schwestern und ein Bruder wohnten weit weg, so weit, daß er sie nie sah; denn sie lebten gleich wie er in dürftigen Verhältnissen und konnten ihn ebensowenig besuchen wie er sie. Uebrigens hatte das Leben sie alle schon frühzeitig voneinander unabhängig gemacht, sodaß sie einander mit den Jahren ziemlich gleichgültig geworden waren.

Joggeli bewohnte eine billige Mansarde im Armenviertel der Stadt. Dieses Zimmer sah so kärglich wie möglich aus, als er es mietete. Das Fenster war ohne Vorhänge und das Gesims leer. Aber Joggeli dachte: „Das will ich schon machen!“ Er kaufte sich an jedem Zahltag einen Geranienstock mit dunkelroten Blüten, hielt ihn wie einen Schatz im Arm und stellte ihn auf den Sims und hatte so bald eine grüne und rote Pracht beisammen, und wenn ein schöner Tag noch ein blaues Himmelsvierecklein dazu hergab, so war Joggelis Mansardenfenster das Schönste, was man sich denken konnte.

Aber er war damit noch nicht zufrieden. Als er einmal, an einem Sonntagmorgen, in das Fenster gelehnt die linde Sonnenwärme über sich ergehen ließ, bemerkte er, daß in der Dachrinne, die er ohne Mühe mit einem ausgestreckten Arm erreichen konnte, eine ziemlich dicke fette Humusschicht lagere. Nun fiel ihm ein, hier würde sicherlich etwas wachsen. Am

nächsten Tage ging er in eine Samenhandlung und kaufte für zwanzig Rappen eine Düte Samen eines feinen zierlichen Zwerggrases. Er lockerte die Erde und säte mit Freude und Behutsamkeit. Die Sonne schien, der Regen spülte über das Ackerlein, die Samen gingen auf, und das Dachrinnewieslein wehte leise im Wind.

So ein Narr war der Joggeli Kleinpeter! Aber er machte seine Narrheiten ganz für sich und belästigte nie einen Menschen damit.

Und dennoch... Eines Tages brachte er in den Paderaum einen Geranium mit. Der Raum wurde durch eine lange Reihe von Fenstern erhellt. Unter den Fenstern war eine Art Tisch angebracht, auf dem die Ausläufer ihre Bücherpakete und Zeitschriften ordnen konnten. Jeder hatte seinen bestimmten Platz. Nun hatte Joggeli sich gedacht, er wolle einen Geranium vor sein Fenster hinstellen, dann erwarte ihn jedesmal, wenn er von seinen Gängen zurückkomme, etwas Liebes, und die Neckereien der Mitarbeiter würden ihn dann noch weniger kümmern, und wenn ihm das Herz doch schwer und bitter werde, so wolle er geschwind seinen Blumenstock ansehen.

Es gab ein ziemliches Hallo, als Joggeli mit dem Blumenstock anrückte. „Joggeli, spinnst du?“ riefen sie ihn an und sangen:

Du bist verrückt, mein Kind,
Du mußt nach Berlin:
Wo die Verrückten sind,
Da gehörst du hin...

Aber er stellte unbekümmert und ruhig die Pflanze an den bestimmten Ort und machte sich still an seine Arbeit, und er ging, wie gewöhnlich, als der erste davon. Die andern ärgerten sich darüber und berieten nun, wie sie ihm einen Pöffen spielen könnten. „Ich weiß etwas,“ rief einer, „wir machen ihm den Stock kaput!“ „Das ist eine saugute Idee!“ pflichteten die andern bei. „Willst du ihn kaput machen?“ „Sowie!“ Der traurige Held nahm ein Messer und schnitt das Stämmchen unten durch und alle Blüten ab und setzte diesen kärglichen Rest mit den Blättern nach unten auf den Topf. Darauf gingen die drei befriedigt mit ihren Paketen davon. Sie

gingen viel rascher als gewöhnlich, damit sie ja am Abend zur rechten Zeit zurück seien, bevor Kleinpeter da war; denn sie wollten sich die Freude, dessen Gesicht und Gebaren zu betrachten, um keinen Preis entgehen lassen. Und wirklich waren sie alle beinahe um eine Stunde früher da als sonst.

Kleinpeter kam bald darauf. Es war schon dunkel, als er kam; denn es war spät im September. Er legte seine Sachen weg, öffnete das Fenster und sah nun sofort, was man ihm getan hatte. Er nahm den Blumentopf mit zitternden Händen herein. Sein Gesicht war totenblaß. „Wer hat das gemacht?“ fragte er, und der Täter, ein großer, starker Bursche, gab triumphierend zur Antwort: „Ich!“ während die beiden andern aus vollem Halse lachten. Da schleuderte

Kleinpeter den Topf gegen seinen Feind; dieser konnte mit knapper Not noch ausweichen, und das Gefäß fuhr mit Macht in ein Fenster hinein, das mit gewaltigem Klirren zer-schellte. Toggeli und sein Gegner wurden sogleich entlassen. Für das zerbrochene Fenster wurde Toggeli eine so beträchtliche Summe vom Lohne abgezogen, daß ihm nur noch wenige Franken übrig blieben.

Es kamen bald böse Tage für ihn. Die Zeiten waren schlecht; er konnte keinen neuen Posten finden, und seine Barschaft schmolz mehr und mehr zusammen, so einfach er auch lebte. An einem kühlen Abend, es regnete und stürmte draußen, stand er lange unter dem offenen Fenster seiner Kammer und dachte über sein Leben nach.

Es war mühevoll und arm gewesen. Die Menschen hatten ihn verachtet, betrogen und mißhandelt, nirgends hatte er ein wenig Liebe gefunden, und die Blumen waren sein einziger Trost geworden. Er dachte nach, warum es ihm wohl so bitter schlecht ergangen sei; darüber wurde er traurig, und die Tränen fielen ihm über die bleichen Wangen. Was sollte nun aus ihm werden? Wer gab ihm zu essen, wenn er kein Geld hatte? Wo sollte er schlafen, wenn er seine Miete nicht bezahlen

konnte? Sollte er etwa Betteln?

Nein, das konnte er nicht. Er haßte die Menschen, und er hätte lieber gewaltsam seinem Leben ein Ende gemacht, als sich noch mehr als bisher vor ihnen gedemütigt. Es fror ihn, er schloß das Fenster und legte sich schlafen. Aber bald packte ihn ein Schüttelfrost und warf ihn hin und her. Am Morgen lag er fiebernd im Bette, und als seine Logisfrau eintrat, erkannte er sie nicht, sondern rief: „Wer hat das gemacht?“ sagte gleich dar-

auf: „Jawohl, Herr Zellweger!“ oder: „Ach, Elise!“ und fing an zu weinen. Die Frau ging sogleich wieder davon und suchte den Klinikarzt des Quartiers auf; da sie ihn nicht antraf, sagte sie zu dessen Frau, der Herr Doktor wolle doch so gut sein und bald kommen, ihr Mansardenmieter müsse vielleicht sterben. Der Arzt kam am Nachmittag. „Lungenentzündung!“ sagte er, und da die Frau jammerte, sie könne den Kranken nicht pflegen, sie habe keine Zeit und kein Geld und überhaupt gehe er sie eigentlich gar nichts an, ordnete er dessen sofortige Ueberführung in das Kantonspital an.



Heinrich Moser auf Charlottenfels,
der Schöpfer der Schaffhauser Wasserwerke (1805-1874).

Dort schien es, als ob eine Wendung zum Bessern eintreten wolle, die Fieber sanken. Einmal saß seine Pflegerin, Schwester Berta, an seinem Bette, und er bat sie, ihm ihre Hand ein wenig zu geben, was sie lächelnd tat. „Schwester Berta,“ sagte er, „wenn ich jetzt vielleicht sterben muß, so hätte ich noch einen Wunsch, und Sie könnten mir eine große Freude machen. Es ist unbescheiden von mir, etwas zu verlangen, ich bin ja nur ein armer Mann, der nicht einmal sein Spitalgeld zahlen kann; aber ich würde mich so darüber freuen, wenn Sie es tun wollten!“ Und nun schüttete er der jungen Schwester sein ganzes Herz aus, erzählte ihr von seinem Leben, von seiner verachteten Liebe zu Elise und von den Blumen, indem er sie zuletzt bat, ihm doch seine Geranienstöcke an das Krankenlager zu bringen.

Schwester Berta lächelte gütig und versprach es. Und sie ging selbst, während ihrer Ausgangszeit, in das Kämmerchen des Ausläufers hinauf, nahm den schönsten Stod, der noch drei prächtige dunkelrote Blüten trug, mit sich und brachte ihn dem Kranken, dessen Augen darüber so dankbar und freudig aufleuchteten, daß die der Schwester feucht wurden.

Ein andermal fragte sie ihn, ob sie ihm etwas aus der Bibel vorlesen solle. Da sagte er: „Nein, lieber etwas von den Blumen, weil ich immer am stärksten an den lieben Gott denke, wenn man von den Blumen redet.“ Schwester Berta wurde verlegen; denn sie kannte kein Buch, das besonders von den Blumen redet. Sie ging aber hinaus in die Bücherei und suchte etwas und nahm schließlich Huggen-bergers Büchlein „Die Stille der Felder“ mit sich, aus dem sie nun dem Joggeli einiges vorlas. Als sie daran dachte, aufzuhören, fand sie noch „Das Bäumchen“; das las sie ihm zum Schluß, und er seufzte und sagte: „Jaja, das ist schön, das ist gar schön!“

Am neunten Tage trat die Krisis ein. Der Zustand des Kranken wendete sich zum Schlimmen, und er starb in der Nacht. Neben seinem Bette blühten die drei dunkelroten Blumen seines Geraniums. Schwester Berta schloß dem Toten die Augen, faltete seine Hände über der stillen Brust und dachte: Der Heiland wird diesen armen seligen Pilger besonders lieb haben; ich will nicht vergessen, seine Blumen auf sein Grab zu pflanzen und sie zu pflegen.

Die Meistersinger von Zürich.

Eine Geschichte aus der Zeit, da alles ehrenhalber geschah*).

Auch die Archive unserer Stadt bergen eine Menge köstlicher Schätze, die nur auf den „Rechten“ warten. So führte z. B. das Protokoll einer löblichen Musikgesellschaft zur „Deutschen Schule“ über ihre am 1. Herbstmonat des Jahres 1729 unternommene Jubiläumsfahrt nach Wollishofen schon seit bald zweihundert Jahren ein still behagliches Dämmerdasein, bis es Max Fehr, dem Verfasser der „Spieleute im alten Zürich“**) in die Hände fiel. Der konnte der Versuchung nicht widerstehen, die „schlummernde Schöne“ aus ihrem Dornröschenschlaf zu neuem Leben zu erwecken. Und so entstand das vorliegende Zeitbild, das historische und novellistische Qualitäten auf die glücklichste Weise in sich vereinigt.

Wir erfahren da allerlei über die umständlichen Vorbereitungen zur Ausfahrt einer löblichen Gesellschaft auf dem schwerfälligen, reich-

befränzten „Bauschiff“, über dessen Bemannung und verschiedentliche „Bestückung“ sowie über die Fahrt selbst und endlich über den Empfang und die Bewirtung der Zürcher Gäste auf dem Landgut des Färbereibesizers und Leutnants zu Pferd Johannes Abegg zu Wollishofen. Und wie ergötzlich ist dies alles geschildert, wie trefflich sind die diversen Membra eines löblichen Musik-Kollegiums mit ihren musikalischen und menschlichen Schwächen gezeichnet, also, daß man vermeint, mitten unter ihnen zu sitzen und sich gleicherweise an dem herumgebotenen Muskateller wie an den munteren Spitzbubenliedlein des jungen Matthias Weber, so dieser bei den Stadttrompetern auf dem Petersturm gelernt hat, zu erlaben. Denn bei dieser zu Ehren der Musik unternommenen Jubiläumsfahrt wurde nicht nur wacker musiziert, sondern noch viel wackerer gegessen und getrunken, sodaß der Verfasser nach eigenem Geständnis der weiteren Versuchung ebenfalls nicht widerstehen konnte, „im Namen der wahren Kunst Rache zu üben an unsern musikbesitz-

*) Max Fehr. Die Meistersinger von Zürich. Mit begleitenden Federzeichnungen von W. F. Burger. Zürich, bei Drell Fikßli, 1916.

**) Ebenda; s. o. S. 35–38.